

zur Kurzbeschreibung des liberalen Judentums (4.13), welche auf einen Seitenblick in das Leben der Juden in USA, zusammengefasst in einer aktuellen Übersicht zur gegenwärtigen Lage (4.12), folgt und das Kapitel 4 abschließt. Mit dieser Beschreibung ist auch die Ausrichtung des ganzen Buches nochmals offengelegt.

Das fünfte Kapitel mit dem Titel „Im Gespräch“ behandelt zunächst das Verhältnis von Juden und Christen (5.1) und anschließend jenes zum Islam (5.2) und ist bezeichnenderweise das kürzeste (590–618). Die Beschreibung des christlich-jüdischen Verhältnisses hat mit Recht den Schwerpunkt bei den jüngsten Erklärungen von beiden Seiten, evangelisch, katholisch wie jüdisch, allerdings vermisst man auf katholischer Seite – auch wenn das Buch gewiss nicht für christliche Leser geschrieben ist – nicht nur das Shoa-Dokument „We remember“, sondern auch die Erklärungen der Deutschen Bischöfe. Auch Literaturempfehlungen gibt es keine für diesen Abschnitt (vgl. 655).

Der Bezug zum Islam ist sowohl geschichtlich wie auch in Bezug auf die lehrmäßigen Grundlagen in gewisser Weise entspannter, da es nicht nur eine lange Zeit des Zusammenlebens gab, sondern weil es im Gottesbild, im Verständnis der Offenbarung wie auch in religiöser Praxis (Speisegebote) mehr Gemeinsamkeiten gibt. Zudem waren es vielfach jüdische Gelehrte, welche die moderne historisch-kritische Erforschung des Koran vorangetrieben haben.

Den Abschluss des Buches bilden ein umfangreicher Anhang mit Glossar (621–642), Hinweisen auf Literatur (643–655) und ein Service-Teil (657–668) sowie ein Register. Auch als christlicher Leser liest man das Buch mit Gewinn, um im Sinne der nachkonziliaren „Richtlinien für die Durchführung der Konzilserklärung „Nostra aetate“ [...] die grundlegenden Komponenten der religiösen Tradition des Judentums besser zu verstehen“. Will man aber manchen Ausführungen weiter nachgehen, dann vermisst man bei vielen Zitaten die genaue Angabe der Quelle, nur Leo Baeck ist u. a. eine Ausnahme.

Linz

Franz Hubmann

SPIRITUALITÄT

♦ Albus, Michael: *Alles ist Übergang. Leben auf einer Palliativstation*. Butzon & Bercker Verlag, Kevelaer 2016. (160, Schutz-

umschlag) Geb. Euro 16,95 (D) / Euro 17,50 (A) / CHF 23,90. ISBN 978-3-7666-2244-0.

Aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet Michael Albus in seinem Buch „Alles ist Übergang“ das Leben und die Situation auf einer Palliativstation. In Form von Interviews werden sowohl Sterbende als auch hier ihren Dienst leistende Menschen nach ihrem persönlichen Zugang wie Umgang mit dem Sterben befragt. Bereits im Titel macht der Autor sichtbar, dass er seinen Fokus auf den Übergang im Sterben legt. Der Untertitel will auf die Grundfragen nach Selbstbestimmung, Sinn und Freiheit am Ende des Lebens aufmerksam machen, die sich sowohl bei den Patienten und Patientinnen als auch bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern stellen.

Welche Rolle spielen Religion und Spiritualität für Menschen am Ende des Lebens? Dazu meint die Diplompsychologin: „Spiritualität ist allgegenwärtig. [...] Ich habe den Eindruck, dass Menschen mit einer ausgeprägten Spiritualität, mit einer reiferen Ich-Integrität, eher in sich ruhen oder im inneren Frieden sind.“ (127) Die evangelische Pfarrerin beobachtet bei den Patientinnen und Patienten „ein ganz starkes Gegenwartsleben. Dazu gehört auch der Rückblick auf die eigene Biografie, auf das Leben, das war, auf die Beziehungen, die waren.“ (135) Die Fragen, die am meisten beschäftigen, sind theologisch ausgedrückt die Fragen nach Gerechtigkeit und nach Schuld, und was für den je einzelnen Menschen Vergebung heißen kann.

Die Auswahl der Lebensgeschichten der Patientinnen und Patienten versucht den Spannungsbogen auszudrücken, der sich im Blick auf die Wirklichkeit auftun kann. Einem Patienten schenkt beispielsweise die Liebe zu seiner Frau, die ihn auf seinem letzten Weg begleitet, „die Sehnsucht, sich liebend wiederzusehen, [die] Hoffnung [...] über den Tod hinaus“ (32). Da ist die Patientin, deren Kraftquelle im Leben und Sterben die Musik ist. „Natürlich bleibt der große Schmerz des Loslassens sehr im Vordergrund.“ (45) Doch die Patientin vertraut darauf, dass das Liebesband zwischen ihr und ihren Lieben Bestand hat über den Tod hinaus. Einem anderen Patienten ist wichtig, dass seine Gedankenwelt offenbleibt. „Was ich Ihnen heute erzählt habe, ist keine festgefügte Gedankenwelt. Ich trage das mit mir herum als Fragezeichen. Auch als etwas, das, im Respekt vor anderen, zu meinem Menschsein gehört.“ (85)

Zwei Ärztinnen beschreiben mit verschiedenen Worten die Bedeutung des Augenblicks. „Ich habe gelernt und lerne immer wieder, wie wertvoll jeder Tag sein kann. [...] Ich lerne ganz viel von den Patienten.“ (97) Leitgedanke des Handelns ist das Sterben in Würde; diese Würde wird in kleinen Dingen gefunden, in der Wertschätzung dessen, was ist.

Der Gedanke der Wertschätzung spielt auch in den Interviews der Pflegekräfte eine Rolle. „Warum ich hier so gerne arbeite, hat seinen Grund darin, dass ich spüre, dass meine Arbeit von den Patienten wertgeschätzt wird, mehr als in anderen Bereichen.“ (106) Neben der Wertschätzung durch die Patientinnen und Patienten spielt auch der Zusammenhalt im Team eine große Rolle, belastende Situationen auszuhalten. „Aber auch der Zusammenhalt im Team gibt mir die Kraft. [...] Vor allem meinen Chef muss ich da nennen. Er nimmt jede und jeden ernst. Jede Meinung zählt, ohne Ansehen des Titels und der Funktion.“ (120)

Der ärztliche Leiter spricht davon, dass im medizinischen Alltag auf einer Palliativstation der Todeswunsch bei Patientinnen und Patienten auftauche, dieser sei jedoch oft von Ambivalenz geprägt. „In der Spannung zwischen Lebensschutz und Selbstbestimmung ist aber auch eine Haltung wichtig, in der wir unabhängig von unserer Weltanschauung sagen: jeder in unserer Gesellschaft hat seinen eigenen Wert, und unsere Pflicht ist es, Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen die letzte Lebensphase lebbar ist.“ (149f.) Auf die Frage, was jemand neben der Fachkompetenz an Lebenskompetenz mitbringen muss, um auf einer Palliativstation arbeiten zu können, nennt der ärztliche Leiter: die Teamfähigkeit, die Unvoreingenommenheit, Neugierde für Lebensgeschichten und Humor (vgl. 158f.).

Das Buch besticht durch den O-Ton, der durchgängig spürbar ist. Es wird nicht über die Betroffenen gesprochen, sondern die Betroffenen erzählen. Und die Frage nach einem guten Leben und guten Sterben stellt sich letztlich allen.

Salzburg

Michaela Koller

Verlagsgemeinschaft topos plus, Kevelaer 2016. (92) Pb. Euro 8,95 (D) / Euro 9,30 (A) / CHF 9,39. ISBN 978-3-8367-1049-7.

„Zen unter Christen“: Unter diesem Titel erschien 1973 ein Buch des Jesuitenpaters Hugo M. Enomiya-Lassalle (1898–1990). Lassalle legt darin seine Sicht auf die religiös-spirituelle Situation im deutschsprachigen Raum, die Menschheit und die Perspektiven, die sich durch östliche Meditationsübungen ergeben, dar.

43 Jahre nach der Erstauflage darf nach der Aktualität von Titel und Inhalt des Buches gefragt werden. Der gesellschaftliche Kontext war damals ein anderer, die politischen Themen waren anders gelagert. Als Erläuterung des zeit- und ideengeschichtlichen Hintergrundes Lassalles hat der Verlag der Neuauflage eine hilfreiche Einleitung der Lassalle-Biografin Ursula Baatz vorangestellt. Sie erschien in Teilen bereits als Rückblick auf Lassalles Wirken (Geist und Leben 88, [2015/4], 402–408), teils nimmt sie direkt auf das vorliegende Buch Bezug.

Seit den 1970ern hat sich das Meditationsangebot im deutschsprachigen Raum ausdifferenziert: (Japanisches) Zen ist eine buddhistische Übungsweise neben anderen und wird nicht nur in christlichem, sondern auch in buddhistischem und nicht weltanschaulich gebundenem Kontext geübt. Von einem Mangel an Zen-Lehrern in Europa kann keine Rede mehr sein. Lassalle würde wohl indisches Yoga und Zen nicht so eng parallelisieren, wenn er sein Buch heute schreiben würde.

Lassalle stellt die Vorteile der „östlichen Meditationsformen“, mittels derer die diskursive Verstandestätigkeit zeitweilig eingestellt wird, dar. Sie sind geeignet, die einseitige Dominanz der Rationalität zu überwinden. L. nimmt an, dass durch die Zenübung sich der Buddhist die buddhistische, der Christ die christliche Lehre meditierend zueigen mache. Hierzu ist anzumerken, dass Zen jegliche Konzepte, auch religiöse Wahrheitsannahmen, infrage stellt, wodurch der Übende innerlich frei wird. Die tiefgreifende Transformation eines langjährigen Zen-Übenden geht nicht notwendig mit einer Intensivierung der eigenen Religiosität einher, wiewohl sie auch nicht zu einer schleichenden Verabschiedung führen muss. Das Auflösen von Konzepten erwähnt L., wenn davon die Rede ist, „dass alle Fragen gelöst sind, wenn man über sie hinauswächst“ und metaphysische Fragen daher für die Übung nicht von Bedeutung seien (42).

◆ Enomiya-Lassalle, Hugo M.: Zen unter Christen. Östliche Meditation und christliche Spiritualität. Mit einer Einleitung von Ursula Baatz (topos taschenbücher 1049).